



1925-02-08

Das okkulte Indien

Maria Kober

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250208&seite=28&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Kober, Maria, "Das okkulte Indien" (1925). *Essays*. 573.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/573

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das okkulte Indien.

Von Dr. Maria Kober.

Für uns [Mitteleuropäer] ist vieles, was wir aus Indien, von den Fakiren, ihren Leistungen hören, mit dem Schleier das Wunderbaren bekleidet. In englischen Zeitschriften und Büchern finden sich in letzter Zeit häufig Versuche, dieses okkulte Indien in natürliche Beleuchtung zu rücken. Sir Shipley beschreibt in der „Discovery“ unter dem Titel „*Suspended Animation*“ den Dauerschlaf des Jogi als eine Fähigkeit, die gerade beim Menschen so selten ist, daß sie uns hier als Wunder erscheint, dagegen aus allem Tierklassen längst bekannt und ganz selbstverständlich ist. Im heutigen Geistesleben spielt das Okkulte eine große Rolle, daher sind solche Nachweise besonders wertvoll und können nicht laut genug bekannt gemacht werden.

Indische Fakire – nur einige wenige – besitzen die Fähigkeit, nach eigenem Willen tage-, wochenlang in einem Trancezustand zu verweilen, den man nicht mehr Schlaf nennen kann, weil alle Lebensfunktionen fast erloschen, für den Beobachter nicht mehr zu erkennen sind. Hören wir zunächst einige Berichte darüber. Baird, einer der ersten Autoren über Hypnotismus, erzählt von einem Fakir, der dem mißtrauischen Fürsten Runjeet Singh seine „wunderbare“ Fähigkeit, sich in den leblosen Zustand zu versetzen, beweisen mußte. Innerhalb der Palastgrunde des Fürsten befand sich ein viereckiges Gebäude mit einem fensterlosen Raum in der Mitte. Dahinein wurde der leblose Fakir gebracht, eingenäht in einen Sack. Die einzige Tür des Raumes wurde mit dem Privatsiegel des Fürsten geschlossen. Rund um das Gebäude waren Wachen aus der fürstlichen Leibgarde postiert, die ständig beobachtet und alle zwei Stunden abgelöst wurden. Nach sechs Wochen wurde dieses Grab eröffnet. Der Fürst fand alle Wände und sein Siegel unverletzt. Man betrat den dunklen Raum mit einem Licht. Der Sack mit dem Fakir lag in einem verschlossenen Kasten, dessen Siegel ebenfalls unverletzt war. Der zusammengekauerte Körper wurde herausgenommen. Er war ganz steif. Ein Arzt konstatierte, daß nirgends am ganzen Körper ein Pulsschlag bemerkbar war. Der Diener des Fakirs goß warmes Wasser auf den Kopf, legte einen heißen Stein auf den Scheitel, entfernte das Wachs, mit dem Ohren und Nasenlöcher verstopft waren, brach mit einem Messer die fest zusammengepreßten Zähne auf, zog die Zunge hervor, die zurückgeschlagen war, und die mehrmals wieder in ihre alte Lage zurücksprang, und rieb die geschlossenen Lider mit Butter. Bald öffnete der Fakir die Augen, er wand sich in Krämpfen, die Nasenlöcher weiteten sich, die Haut, bisher steif und runzlich, wurde allmählich straff und nach einigen Minuten öffnete der Fakir den Mund und eine schwache Stimme fragte Nunjeet Singh: „Glaubst du mir nun?“

Ab und zu hört man auch von einem Europäer, der in Indien diese Kunst erlernt hat. Im „Master von Ballantrae“ wird vom „Master“, einem Engländer, erzählt der die Lebensunterbrechung als letzte Möglichkeit benutzte, um seinen Feinden zu entgehen. Sekundra, sein indischer Freund, der ihn die Kunst gelehrt hat, muß ihn in der Erde vergraben, nachdem er entschlafen ist. Eindrucksvoll ist die Schilderung eines Augenzeugen, der zusieht, wie der Indier ihn wieder ausgräbt: Zuletzt warf Sekundra sein Handwerkszeug weg und grub mit den Händen. Der Zipfel eines Büsselgewandes wurde bloßgelegt, dann wurde Haar aufgedeckt, und der Mond schien auf etwas Weißes. Vorsichtig grub Sekundra weiter, bis auf einmal des Meisters Gesicht zu erkennen war. Es war totenbleich, die Augen waren geschlossen, Ohren und Nasenlöcher verstopft, die Wangen eingefallen, die Nase spitz wie die eines Toten. Kinn und Lippen waren mit einem schwarzen Bart bedeckt. Obschon er so lange Tage unter der Erde gewesen

war, war nicht eine Spur von Verwesung zu sehen. Auf kurze Zeit kehrte der Meister ins Leben zurück und versank dann in den ewigen Schlaf, den er so lange vorgetäuscht hatte.

Die Tiere haben es leichter als die Menschen. Sie brauchen die Kunst des Dauerschlafes – während des Winters, oft auch während des Sommers – nicht zu erlernen. Sie bringen die Fähigkeit, vor Generationen infolge schwieriger Lebensbedingungen erworben, mit ins Dasein. Daß manche Nager, Eichhörnchen u. a., nach Aufsammlung eines großen Vorrates ihren Winterschlaf antreten, ist weniger bemerkenswert. Sie erwachen von Zeit zu Zeit und essen ihre Nüsse. Der Igel schläft im Moos- oder Blätterbett, ohne Nahrung, zu einem Ball zusammengerollt, alle Stacheln nach außen. Der schwarze Bär verkriecht sich, sobald das Futter knapp wird, in Erdhöhlen, unter Baumwurzeln. Das Winterlager wird mit Laub und Moos behaglich hergerichtet. In milden Wintern verkriecht sich das Schwarzbärpärchen zwischen Sträucher und herabhängende Baumzweige. Der Schnee bildet bald eine Decke, die nach innen durch den warmen Atem der Tiere zu Eis gefriert. Die Kruste wird immer stärker, und so müssen die Tiere, ob sie wollen oder nicht, bis April, Mai in ihrem Eiskäfig schlafen.

Auch der Grizzlybär überwintert in den nördlichen Gegenden Amerikas, im Süden bleibt er das ganze Jahr in Bewegung.

Die meisten Reptilien verschlafen die ihnen unbequeme Jahreszeit. Jeder, der Schildkröten in Hause hält, weiß, daß sie im Winter sich vergraben oder an einem Bachufer verstecken. Manche von ihnen sterben sogar, wenn es ihnen nicht gelingt, ein kaltes Plätzchen zu finden.

Krokodile und Alligatoren verkriechen sich in den Tropen während der heißesten Zeit im Schlamm, wo sie oft ein Jahr lang ohne Nahrung stecken bleiben. L. Hagenbeck berichtete jüngst, daß diese Tiere in den kleinen zoologischen Gärten Nordamerikas bei Winterbeginn einfach in Kisten gesteckt und im Frühjahr herausgeholt werden. Auch bei langdauernden Transporten pflegt er sie ohne Reiseproviant einfach in Kisten zu verpacken.

Schlangen und Eidechsen verschlafen den Winter. Der Biß der Giftschlangen soll ungiftig sein, wenn sie aus dem Winterschlaf vorzeitig geweckt werden. Die Erzählungen von Fröschen und Kröten, die Jahrtausende lang in Gestein und Kohlen eingeschlossen waren und lebend herausgeholt wurden, sind in das Reich der Fabel zu verweisen. Aber sie können monatelang ohne Nahrung zubringen. Sie scharen sich im Winter auf dem Grund eines Teiches zusammen. Doch bei sehr starkem Frost gehen sie zugrunde, besonders die jüngeren Tiere, die alten sichern sich die geschütztesten Quartiere.

Karpfen und Aale verfallen im Winter nicht gerade in den Zustand der Totenstarre wie manche höhere Tiere, aber sie stellen ihre Raubzüge ein und verstecken sich in Löchern und Spalten oder vergraben sich im Schlamm. Einige Fische, die den [Übergang] zu den Amphibien bilden, haben außer den Kiemen Lungen, die ihnen im Sommer, wenn das Bachbett austrocknet, ein wenn auch schwaches Atmen ermöglichen. Protopterus in Westafrika, Lepidosiren im tropischen Amerika, Neococosteus in Australien verkriechen sich bei Wassermangel in den Schlamm und bilden einen Lehmball, der durch Schleimkonkretion zusammengehalten wird. Den Ball kann man um die ganze Erde verschicken; wenn er nicht zerbricht, so wacht der Fisch auf, sobald man ihn in laues Wasser legt.

Die wirbellosen Tiere bieten wenig Merkwürdiges. Wenn ihr Leben länger als eine Jahreszeit dauert und ihr Aufenthaltsort scharfem Temperaturwechsel ausgesetzt ist, verkriechen sie sich und erstarren wie die höheren Tiere.

Im Lichte dieser Beispiele erscheint also die Befähigung einzelner Menschen, ihre Lebensfunktionen zu unterbrechen, als nichts [Übernatürliches], Mystisches. Sondern der Mensch hat eine Fähigkeit erworben oder vielleicht wiedererworben, die uns aus allen Tierklassen bekannt ist und hier gar nicht in Staunen setzt. Eine glückliche, wenn auch unbeabsichtigte Ergänzung zu den Ausführungen der „Discovery“ bildet der Abschnitt „India mystica“ in dem neuen Buche von John Hagenbecks „Südasiatische Fahrten und Abenteuer“, Dresden 1924. Durch seine Kenntnis des Sanskrit ist er in der Lage, beschreiben zu können, wie der Jogi den Dauerschlaf erlernt. Die Methode ist angegeben in zwei schwer erhältlichen Schriften des Bhudavanacandra Vasâka, die in Kalikut 1877 und 1901 erschienen sind. Dadurch wird nun der übersinnliche Nimbus gänzlich zerstört. Der Jogi, der „Heilige“, erscheint als ein Sportsman, der durch Ausdauer, ständige, fortschreitende Uebung [sic] [Übung], energische Willenskonzentration eine bewundernswerte, einzig dastehende Höchstleistung erreicht. Zwar er selbst ahnt wohl nicht, daß er so nüchtern zu klassifizieren ist. Für ihn sind die verschiedenen Stufen des Fortschritts mit allerlei religiösem Beiwerk umbrämt.

Wenn der Jogi seine [Übungen] beginnt, so muß er sich zunächst eine einfache, streng geregelte Lebensweise angewöhnen. Nichts darf ihn ablenken, alles muß sich bei ihm auf die Erreichung seines Zieles konzentrieren. Er wohnt in einer einfachen, reinlichen, heizbaren Zelle. Eine Mauer umgibt sie, um die störende Außenwelt fern zu halten. Die Tür ist dick mit Kuhmist bestrichen, der als Abfallstoff des heiligen Tieres dem Raum Weihe verleiht. Die Nahrung ist knapp und reizlos, Fleisch, Gewürze, Alkohol sind untersagt. Die erste [Übung] ist die Asana, das regungslos Verweilen in einer Stellung, 84 Hauptartikel enthält der darauf bezügliche Kodex in den indischen Vorschriften. Das Wichtigste ist das Anhalten des Atems, das die Grundlage aller Jogikünste ist. Das Aufhören der Atmung soll auch den Stillstand jeder geistigen Tätigkeit herbeiführen, und das ist nach indischer Auffassung der Beginn der höchsten Glückseligkeit. Allerlei Ausspülungen zur inneren Körperreinigung sind dabei vorgeschrieben. Wichtig ist die Dhautiübung, das langsame Verschlucken eines vier Daumen breiten, fünfzehn Handspannen langen Stoffstreifens, der ebenso langsam wieder heraufgewürgt wird. Durch all diese Verfahren lernt der Jogi Luft zu verschlucken und allmählich den Atem so zu beherrschen, daß er ihn immer länger anhalten kann und in eine Art Starrkrampf versinkt. Wichtig ist die Khecariübung. Durch Zerschneidung des Zungenbändchens und stetes Ueben wird die Zunge so lang und beweglich, daß der Jogi mit ihrer Spitze die Stelle zwischen den Augenbrauen berühren kann. Er kann dann auch die Zunge in den Nasenrachenraum hinaufstrecken und so die Luft vom Inneren des Körpers fast völlig absperren. Die Schleimhäute werden durch die Berührung der Zunge zu starker Absonderung gereizt. Das herabfließende Sekret, der „Lebensfast“, heißt Soma. Diese [Übung] soll ganz besondere Bedeutung haben. Dazu kommen noch autohypnotische Experimente: der Jogi betrachtet mit unbewegten Augen einen dicht vor ihm stehenden Gegenstand, bis er erstarrt. Noch andere [Übungen] bezwecken die Selbsthypnose, so unendliche, monotone Körperbewegungen, oder das Lauschen auf die im Körper hörbaren Laute. Der Jogi hält sich Ohren, Mund und Nase zu, erhört bald Glockentöne, bald Bienen-gesumm, bald Säuseln im Ohr. Mit dem köstlichsten der Laute, der Nada, hat er die letzte Stufe der Erlösung erreicht und steht dem Geiste der reinsten, höchsten Wahrheit, dem Geiste Brahmas, sehr nahe. „Der Jogi, der das erreicht hat,“ heißt es bei Bhudavanacandra, „kennt weder Geruch, noch Farbe, noch Tastgefühl, noch Laut, weder sich selbst noch einen andern. Sein Geist schläft nicht, noch wacht er, er ist von Erinnerung und Vergessen befreit, kennt weder Kälte noch Wärme, weder Glück noch Unglück, Ehre noch Verachtung. Wer gesund und wachenden Zustand gleich einem Schlafenden verweilt und weder ein- noch ausatmet, der ist erlöst.“

Die echten Jogis sind in Indien sehr selten. Sie werden, wie wir aus Obigem sehen, ob ihrer Kunst mit Recht sehr bestaunt und bewundert.

Noch mit mehr Recht wie bei uns der Breitbart.

Das okkulte Indien.

Von Dr. Maria Aober.

Für uns Mitteleuropäer ist vieles, was wir aus Indien, von den Fakiren, ihren Leistungen hören, mit dem Schleier des Wunderbaren bekleidet. In englischen Zeitschriften und Büchern finden sich in letzter Zeit häufig Versuche, dieses okkulte Indien in natürliche Beleuchtung zu rücken. Sir Ehipley beschreibt in der „Discovery“ unter dem Titel „Suspended Animation“ den Dauerschlaf des Jogi als eine Fähigkeit, die gerade beim Menschen so selten ist, daß sie uns hier als Wunder erscheint, dagegen aus allen Tierklassen längst bekannt und ganz selbstverständlich ist. Im heutigen

Geistesleben spielt das Okkulte eine große Rolle, daher sind solche Nachweise besonders wertvoll und können nicht laut genug bekannt gemacht werden.

Indische Fakire — nur einige wenige — besitzen die Fähigkeit, nach eigenem Willen tage-, wochenlang in einem Trancezustand zu verweilen, den man nicht mehr Schlaf nennen kann, weil alle Lebensfunktionen fast erloschen, für den Beobachter nicht mehr zu erkennen sind. Hören wir zunächst einige Berichte darüber. Baird, einer der ersten Autoren über Hypnotismus, erzählt von einem Fakir, der dem mißtrauischen Fürsten Runjeet Singh seine „wunderbare“ Fähigkeit, sich in den leblosen Zustand zu versetzen, beweisen mußte. Innerhalb der Palastgründe des Fürsten befand sich ein viereckiges Gebäude mit einem fensterlosen Raum in der Mitte. Dahinein wurde der leblose Fakir gebracht, eingenäht in einen Sack. Die einzige Thür des Raumes wurde mit dem Privatsiegel des Fürsten geschlossen. Rund um das Gebäude waren Wachen aus der fürstlichen Leibgarde postiert, die ständig beobachtet und alle zwei Stunden abgelöst wurden. Nach sechs Wochen wurde dieses Grab eröffnet. Der Fürst fand alle Wände und sein Siegel unverletzt. Man betrat den dunklen Raum mit einem Licht. Der Sack mit dem Fakir lag in einem verschlossenen Kasten, dessen Siegel ebenfalls unverletzt war. Der zusammengedrückte Körper wurde herausgenommen. Er war ganz steif. Ein Arzt konstatierte, daß nirgends am ganzen Körper ein Pulsschlag bemerkbar war. Der Diener des Fakirs goß warmes Wasser auf den Kopf, legte einen heißen Stein auf den Scheitel, entfernte das Wachs, mit dem Ohren und Nasenlöcher verstopft waren, brach mit einem Messer die fest zusammengedrückte Zähne auf, zog die Zunge hervor, die zurückgeschlagen war, und die mehrmals wieder in ihre alte Lage zurücksprang, und rieb die geschlossenen Lider mit Butter. Bald öffnete der Fakir die Augen, er wand sich in Krämpfen, die Nasenlöcher weiteten sich, die Haut, bisher steif und runzlig, wurde allmählich straff und nach einigen Minuten öffnete der Fakir den Mund und eine schwache Stimme fragte Runjeet Singh: „Glaubst du mir nun?“

Ab und zu hört man auch von einem Europäer, der in Indien diese Kunst erlernt hat. Im „Master von Ballantrae“ wird vom „Master“, einem Engländer, erzählt, der die Lebensunterbrechung als letzte Möglichkeit benutzte, um seinen Feinden zu entgehen. Sekundra, sein indischer Freund, der ihn die Kunst gelehrt hat, muß ihn in der Erde vergraben, nachdem er entschlafen ist. Eindrucksvoll ist die Schilderung eines Augenzeugen, der zusieht, wie der Indier ihn wieder ansgräbt: Zulezt warf Sekundra sein Handwerkzeug weg und grub mit den Händen. Der Zipfel eines Büffelgewandes wurde bloßgelegt, dann wurde Haar aufgedeckt, und der Mond schien auf etwas Weißes. Vorsichtig grub Sekundra weiter, bis auf einmal des Meisters Gesicht zu erkennen war. Es war totenbleich, die Augen waren geschlossen, Ohren und Nasenlöcher verstopft, die Wangen eingefallen, die Nase spitz wie die eines Toten. Kinn und Lippen waren mit einem schwarzen Bart bedeckt. Obschon er so lange Tage unter der Erde gewesen war, war nicht eine Spur von Verwesung zu sehen. Auf kurze Zeit kehrte der Meister ins Leben zurück und versank dann in den ewigen Schlaf, den er so lange vorgetäuscht hatte.

Die Thiere haben es leichter als die Menschen. Sie brauchen die Kunst des Dauerschlafes — während des Winters, oft auch während des Sommers — nicht zu erlernen. Sie bringen die Fähigkeit, vor Generationen infolge schwieriger Lebensbedingungen erworben, mit ins Dasein. Daß manche Mager, Eichhörnchen u. a., nach Auffammlung eines großen Vorrates ihren Winterschlaf antreten, ist weniger

bemerkenswert. Sie erwachen von Zeit zu Zeit und essen ihre Nüsse. Der Igel schläft im Moos oder Blätterbett, ohne Nahrung, zu einem Ball zusammengerollt, alle Stacheln nach außen. Der schwarze Bär verkrücht sich, sobald das Futter knapp wird, in Erdhöhlen, unter Baumwurzeln. Das Winterlager wird mit Laub und Moos behaglich hergerichtet. In milden Wintern verkrücht sich das Schwarzbärpärchen zwischen Sträucher und herabhängende Baumzweige. Der Schnee bildet bald eine Decke, die nach innen durch den warmen Atem der Tiere zu Eis gefriert. Die Kruste wird immer stärker, und so müssen die Tiere, ob sie wollen oder nicht, bis April, Mai in ihrem Eiskäfig schlafen.

Auch der Grizzlybär überwintert in den nördlichen Gegenden Amerikas, im Süden bleibt er das ganze Jahr in Bewegung.

Die meisten Reptilien verschlafen die ihnen unbequeme Jahreszeit. Jeder, der Schildkröten im Hause hält, weiß, daß sie im Winter sich vergraben oder an einem Bachufer verstecken. Manche von ihnen sterben sogar, wenn es ihnen nicht gelingt, ein kaltes Pläschen zu finden.

Krokodile und Alligatoren verkrüchten sich in den Tropen während der heißesten Zeit im Schlamm, wo sie oft ein Jahr lang ohne Nahrung stecken bleiben. L. Hagenbeck berichtete jüngst, daß diese Tiere in den kleinen zoologischen Gärten Nordamerikas bei Winterbeginn einfach in Kisten gesteckt und im Frühjahr herausgeholt werden. Auch bei langdauernden Transporten pflegt er sie ohne Reiseproviant einfach in Kisten zu verpacken.

Schlangen und Eidechsen verschlafen den Winter. Der Biß der Giftschlangen soll ungiftig sein, wenn sie aus dem Winterschlaf vorzeitig geweckt werden. Die Erzählungen von Fröschen und Kröten, die Jahrtausende lang in Gestein und Höhlen eingeschlossen waren und lebend herausgeholt wurden, sind in das Reich der Fabel zu verweisen. Aber sie können monatelang ohne Nahrung zubringen. Sie scharen sich im Winter auf dem Grund eines Teiches zusammen. Doch bei sehr starkem Frost gehen sie zugrunde, besonders die jüngeren Tiere, die alten sichern sich die geschütztesten Quartiere.

Karpfen und Aale verfallen im Winter nicht gerade in den Zustand der Totenstarre wie manche höhere Tiere, aber sie stellen ihre Raubzüge ein und verstecken sich in Löchern und Spalten oder vergraben sich im Schlamm. Einige Fische, die den Uebergang zu den Amphibien bilden, haben außer den Kiemen Lungen, die ihnen im Sommer, wenn das Bachbett austrocknet, ein wenn auch schwaches Atmen ermöglichen. Protopterus in Westafrika, Lepidosiren im tropischen Amerika, Neococosteus in Australien verkriechen sich bei Wassermangel in den Schlamm und bilden einen Lehmball, der durch Schleimkonkretion zusammengehalten wird. Den Ball kann man um die ganze Erde verschicken; wenn er nicht zerbricht, so wacht der Fisch auf, sobald man ihn in laues Wasser legt.

Die wirbellosen Tiere bieten wenig Merkwürdiges. Wenn ihr Leben länger als eine Jahreszeit dauert und ihr Aufenthaltort scharfem Temperaturwechsel ausgesetzt ist, verkriechen sie sich und erstarren wie die höheren Tiere.

Im Lichte dieser Beispiele erscheint also die Befähigung einzelner Menschen, ihre Lebensfunktionen zu unterbrechen, als nichts Uebernatürliches, Mystisches. Sondern der Mensch hat eine Fähigkeit erworben oder vielleicht wiedererworben, die uns aus allen Tierklassen bekannt ist und hier gar nicht in Staunen setzt. Eine glückliche, wenn auch unbeabsichtigte Ergänzung zu den Ausführungen der „Discovery“ bildet der Abschnitt „India mystica“ in dem neuen Buche von John Hagenbecks „Südasiatische Fahrten und Abenteuer“, Dresden 1924. Durch seine Kenntnis des Sanskrit ist er in

der Lage, beschreiben zu können, wie der Jogi den Dauer-
schlaf erlernt. Die Methode ist angegeben in zwei schwer
erhältlichen Schriften des Rhudavanacandra Basäha, die in
Kalkut 1877 und 1901 erschienen sind. Dadurch wird nun
der übersinnliche Nimbus gänzlich zerstört. Der Jogi, der
„Heilige“, erscheint als ein Sportsman, der durch Aus-
dauer, ständige, fortschreitende Übung, energische Willens-
konzentration eine bewundernswerte, einzig dastehende
Höchstleistung erreicht. Zwar er selbst ahnt wohl nicht, daß
er so nüchtern zu klassifizieren ist. Für ihn sind die ver-
schiedenen Stufen des Fortschritts mit allerlei religiösem
Beiwerk umdrängt.

Wenn der Jogi seine Übungen beginnt, so muß er sich
zunächst eine einfache, streng geregelte Lebensweise angewöhnen.
Nichts darf ihn ablenken, alles muß sich bei ihm auf die Er-
reichung seines Zieles konzentrieren. Er wohnt in einer ein-
fachen, reinlichen, heizbaren Zelle. Eine Mauer umgibt sie, um
die störende Außenwelt fern zu halten. Die Tür ist dick mit
Kuhmist bestrichen, der als Abfallstoff des heiligen Tieres dem
Raum Weihe verleiht. Die Nahrung ist knapp und reizlos.
Fleisch, Gewürze, Alkohol sind untersagt. Die erste Übung
ist die Ajana, das regungslose Verweilen in einer Stellung.
84 Hauptartikel enthält der darauf bezügliche Kodex in den
indischen Vorschriften. Das Wichtigste ist das Anhalten des
Atems, das die Grundlage aller Jogikünste ist. Das Aufhören
der Atmung soll auch den Stillstand jeder geistigen Tätigkeit
herbeiführen, und das ist nach indischer Auffassung der Beginn
der höchsten Glückseligkeit. Allerlei Auspülungen zur inneren
Körperreinigung sind dabei vorgeschrieben. Wichtig ist die
Dhantiübung, das langsame Verschlucken eines oier Daumen
breiten, fünfzehn Handspannen langen Stoffstreifens, der ebenso
langsam wieder herausgewürgt wird. Durch all diese Verfahren
lernt der Jogi Luft zu verschlucken und allmählich den Atem so
zu beherrschen, daß er ihn immer länger anhalten kann und in
eine Art Starrkrampf versinkt. Wichtig ist die Nhecarübung.
Durch Zerschneidung des Zungenbändchens und stetes Ueben
wird die Zunge so lang und beweglich, daß der Jogi mit ihrer
Spitze die Stelle zwischen den Augenbrauen berühren kann. Er

kann dann auch die Zunge in den Nasenrachenraum hinausstrecken und so die Luft vom Inneren des Körpers fast völlig absperren. Die Schleimhäute werden durch die Berührung der Zunge zu starker Absonderung gereizt. Das herabfließende Sekret, der „Lebenssaft“, heißt Soma. Diese Übung soll ganz besondere Bedeutung haben. Dazu kommen noch autohypnotische Experimente: der Jogi betrachtet mit unbewegten Augen einen dicht vor ihm stehenden Gegenstand, bis er erstarrt. Noch andere Übungen bezwecken die Selbsthypnose, so unendliche, monotone Körperbewegungen, oder das Lauschen auf die im Körper hörbaren Laute. Der Jogi hält sich Ohren, Mund und Nase zu, er hört bald Glockentöne, bald Bienengesumm, bald Säuseln im Ohr. Mit dem höchsten der Laute, der Nada, hat er die letzte Stufe der Erlösung erreicht und steht dem Geiste der reinsten, höchsten Wahrheit, dem Geiste Brahmas, sehr nahe. „Der Jogi, der das erreicht hat,“ heißt es bei Bhavadanandara, „kennt weder Geruch, noch Farbe, noch Tastgefühl, noch Laut, weder sich selbst noch einen andern. Sein Geist schläft nicht, noch wacht er, er ist von Erinnerung und Vergessen befreit, kennt weder Kälte noch Wärme, weder Glück noch Unglück, Ehre noch Verachtung. Wer gesund und im wachenden Zustand gleich einem Schlafenden verweilt und weder ein- noch ausatmet, der ist erlöst.“

Die echten Jogis sind in Indien sehr selten. Sie werden, wie wir aus Obigem sehen, ob ihrer Kunst mit Recht sehr bestaunt und bewundert.

Noch mit mehr Recht wie bei uns der Breitbart.